

Friedrich, der Waisenknabe.

Einmal spät Abends, da die Vögelein schon die Köpfe unter die Flügel steckten und das Aveläuten im Nachbardorfe verklungen war, saß noch ein zwölfjähriger Knabe auf einem Grabe im Kirchhofe. Ein Kranz von Feldblumen hing an dem schlichten, hölzernen Kreuz, und ein ebensolcher Strauch lag dabei, die armen Gaben eines liebenden Kinderherzens, das nichts Besseres zu bieten hatte.

Friedrich war noch ein ganz kleiner Junge, als er seinen Vater verlor und nun hatte ihn der liebe Gott vor kurzen Wochen auch noch die Mutter fortgeholt ins bessere Jenseits; der bedauernswerthe Knabe blieb somit allein zurück, ohne Schutz und Trost, ohne Geld und Hülfe. Das kleine Häuschen war verkauft, das letzte Geld zum Nöthigsten verbraucht worden, und Friedrich hatte demnach keine Heimath mehr. So mußte er sein Bündel schnüren und morgen in die nächste Ortschaft wandern, wo sich ein Bauer seiner anzunehmen versprochen hatte.

Ach, wie ward ihm das Scheiden so hart! Hier im Dorfe hatte er unter den Augen seiner Mutter seine frohe Kindheit verlebt, mit lustigen Kameraden auf dem Gemeideang'r 'Solbaten' gespielt und im Winter Schneemänner aufgestellt und Schleifbahnen zurecht gemacht. Der Weg zur Schule schien ihm niemals zu beschwerlich, und wie stolz war Friedrich, wenn er gute Zeugnisse heimbrachte und die Mutter ihn lobte. Und jetzt! — Ach, er konnte gar nicht mehr weiter denken, so furchtbar schwer war sein Herz, und in heiße Thränen ausbrechend, vergrub er sein Gesicht in beide Hände.

„Warum, ach warum bin ich eine so arme verlassene Waise!“ rief er schluchzend, „ach, warum hat mir denn der liebe Gott das angethan?“

„Weil es zu Deinem Besten sein wird, mein Sohn!“ sprach eine sanfte Stimme neben dem Grabe.

Friedrich sprang erschrocken auf. Der Pfarrer des Ortes war unbemerkt zu ihm herangetreten und hatte den lauten, trostlosen Schmerzensruf des armen Kindes vernommen.

„Glaubst Du nicht mein lieber Sohn,“ fuhr der greise Priester fort, „daß Alles, was Gott thut, wohlgethan ist?“

„O — ich möchte es ja glauben,“ entgegnete Friedrich, „aber,“ ein neuer Schmerzensausbruch erstickte seine Worte.

„Wohl hast Du Recht, ein Kind erkennt es es niemals dankbar genug, wie so glücklich es ist, wenn es gute Eltern hat, die es mit aller Liebe ernähren und erziehen, Eltern die es alles Gute und Nützliche lernen lassen und Freud und Leid mit ihm theilen, aber laß Dich noch eins fragen: Betest Du fleißig das Ave Maria?“

„Meine Mutter hat es jeden Tag mit mir gebetet,“ antwortete Friedrich.

„So fahre damit fort, als ob sie noch bei Dir wäre,“ sagte der Pfarrer, „und thue Alles in dem Gedanken, daß sie Dich beobachtet und jeden Deiner Schritte kennt. Die gute Mutter ist bei Gott im Himmel, so hoffen wir, und wacht und betet und sorgt für Dich. Nun hast Du aber neben ihr noch eine zweite Mutter, Maria nämlich, die der liebe Jesus am Kreuz allen Menschen zur Mutter gab. Schenk ihr Dein Herz, Deine Liebe, und sie wird Dich mit ihrem Segen beglücken. „Sohn, sieh' da deine Mutter!“ diese Worte sollst Du nie vergessen, und Du wirst wohl dabei fahren.“

Der greise Priester hatte mit Wärme gesprochen, sein Auge leuchtete, auf seinen Zügen war eine Milde ausgegossen, die ihn im bleichen Schimmer des Mondlichtes wie verklärt erscheinen ließ.

Staunend schaute der Knabe zu ihm auf; die schönen Worte hatten großen Trost in sein Herz gebracht. Mit dankbarer Nührung küßte er die väterliche Hand des Pfarrers und schritt an seiner Seite noch ein letztes Mal nach dem Dorfe zurück. Ehe er sich aber zur Ruhe niederlegte, empfahl er sich und sein ganzes zukünftiges Leben recht kindlich dem mächtigen Schutze der hl. Mutter Maria. Auf ihre Hülfe und auf den Segen seiner verstorbenen